die krank in Caracas zurückbleiben mußte und die heftigen Insulten ausgesetzt gewesen sein soll, einen Besuch gemacht, ihr sein Bedauern ausgesprochen und ihr Schutz und Pflege in seinem Palais angeboten, ein Anerbieten, das abgelehnt wurde.

Gleichzeitig mit diesen Meldungen trat aber eine andere ein, wonach Castro einem Journalisten erklärt hat, er werde entschiedenen Widerstand leisten. Für die Zerstörung der venezolanischen Schiffe, worüber sich die nordamerikanische Presse bekanntlich sehr aufgeregt hat, wird jetzt amtlich folgende [illegible] Erklärung dem Wolff'schen Bureau gegeben:

Von den drei venezolanischen Kriegsfahrzeugen, welche das deutsche Geschwader weggenommen hat, ist der Restaurador ein Dampfer von 600 Tons, die beiden anderen Schiffe waren ganz kleine Dampfer, Totumo und General Crespo von je 137 Tons. Der Restaurador ist mit deutscher Besatzung versehen worden und fährt jetzt unter deutscher Kriegsflagge. Die beiden anderen Schiffe waren nicht genügend seefähig, um mit der Besatzung die Reise nach Trinidad sicher zu unternehmen. Auch hatte ihr baulicher Zustand ein Schleppen derselben aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich gemacht. Ein solcher Transport würde überdies die Aktionsfähigkeit des mit dem Aufsuchen der übrigen venezolanischen Kriegsfahrzeuge beschäftigten deutschen Geschwaders wesentlich behindert haben. Ein bloßes Treibenlassen der beiden Schiffe erschien ebenfalls nicht angängig, da sie in diesem Falle voraussichtlich den Venezolanern wieder in die Hände gefallen wären. Hiernach blieb nur übrig, die Schiffe, welche als absolut wertlos bezeichnet werden müssen, zu versenken.

Die deutschen und englischen Kolonisten sind anscheinend von dem schneidigen Vorgehen ihrer Regierungen nur sehr wenig erbaut oder wenigstens sehr geteilter Ansicht darüber. Das Berl. Tageblatt meldet: Die Engländer und Deutschen in Caracas sind wütend über ihre Gesandten, die sie nicht von ihrem Vorhaben, die Stadt zu verlassen, vorher verständigten. In Caracas werden jetzt deutsche und englische Waren boykottiert. Die Venezolaner weigerten sich auch, den Deutschen und Engländern Waren zu verkaufen.

Ueber New-York wird vom 15. Dezember gemeldet: Die deutsche und die englische Kolonie in Caracas befinden sich in vollständiger Panik; an 114 Personen verlangten Sonntag morgen des amerikanischen Gesandten Bowen Schutz. Die amerikanische Gesandtschaft verproviantierte sich auf alle Fälle. Viele Deutsche wurden in der amerikanischen Gesandtschaft aufgenommen und das Haus in eine Art Kaserne mit Vorräten umgewandelt.

Nach einer dritten Meldung fordern die deutschen und englischen Kaufleute in Venezuela direkt die Annahme des Castro'schen Schiedsgerichtsvorschlags, da Castro entschlossen sei, anderenfalls verzweifelten Widerstand zu leisten, was die schwer geschädigten Geschäfte nur noch mehr schädigen würde. Ohnehin würden deutsche und englische Waren jetzt schon boykottiert. Die Kaufleute haben diese ihre Meinung den Kommandanten der beiden Geschwader direkt zu erkennen gegeben.

Das Schiedsgerichtsanerbieten ist inzwischen in London und Berlin durch die Vertreter der Union überreicht worden. Ueber die Entschließungen der englischen Regierung verlautet noch nichts Bestimmtes. Der Staatssekretär des Aeußeren hat am Montag im Oberhaus lediglich die Erklärung abgegeben, die Regierung habe durch die Vereinigten Staaten den Vorschlag für eine schiedsgerichtliche Erledigung erhalten. Dieser Vorschlag wird jetzt von der englischen Regierung in Erwägung gezogen.

Aus Berlin meldet die Post: Die Maßnahmen beider Mächte gegen Venezuela werden hierdurch (durch das Schiedsgerichtsanerbieten) jedoch nicht aufgehalten.

Es fragt sich nur, was dann geschehen soll, wenn der Ausweg des Schiedsgerichts nicht eingeschlagen werden soll. Die Blockade der Küste bedeutet für Venezuela nicht dasselbe, wie für einen an der Spitze der Zivilisation marschierenden Staat. Die permanenten Revolutionen haben zudem alle Verhältnisse derartig verwirrt, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt. Es ist also wenig wahrscheinlich, daß sich Castro durch die Blockade sehr geniert fühlen wird — ebensowenig durch die Besetzung der Häfen und der Zollämter, da er immer eine neue Zollgrenze aufrichten kann. Die Aufgabe, ihn mürbe zu machen, ist also nicht so leicht und in England zieht sich denn auch schon recht intensives Unbehagen über das Abenteuer kund, in das man hineingetrieben ist, ohne die Konsequenzen genau zu erwägen. Daß an einen Landfeldzug nicht gedacht werden kann, das lehrt schon ein Blick auf Nordamerika. Außerdem handelte es sich da nicht bloß um einen militärischen Spaziergang, — wenn das venezolanische Militär auch nicht sehr furchtbar ist — das Klima ist ein um so furchtbarerer Feind und zudem ist die Bodengestaltung des Landes so, daß der Kleinkrieg eigentlich die gegebene Kampfesweise der Venezolaner ist. In England erheben sich denn auch schon Stimmen, daß Castros Schiedsgerichtsanerbieten annehmbar wäre, wenn er seinen guten Willen durch eine Abschlagszahlung bereit etwa bewiese. Wenn man die Kolonisten ihr Wort für das schiedsgerichtliche Verfahren in die Wagschale werfen, so wird hoffentlich dieser friedliche Ausgang der Affaire nicht bloß in London, sondern auch in Berlin gewählt werden.

Der Schlesischen Zeitung ist übrigens die Londoner Meldung, daß die Verbündeten die Gefangennahme Castros planen, als unrichtig bezeichnet. Es werde nicht beabsichtigt, einen Feldzug in das Innere des Landes zu führen, was geschehen müßte, wenn man Castro festnehmen wollte. Eine solche Expedition wäre nicht bloß mit großen Schwierigkeiten verbunden, sondern müßte auch zu Blutvergießen führen, und das will man vermeiden. Daher wird die Aktion auf die Küste beschränkt bleiben.

Die neuesten Telegramme lauten:

Paris, 15. Dezember. Venezuela verteilt ein Memorandum an alle Regierungen, worin der Nachweis versucht wird, daß durch das deutsch-englische Vorgehen die übrigen europäischen Gläubiger schwer geschädigt würden, weil die Restituierung der venezolanischen Staatsschuld am Vorabend des Gelingens war.

New York, 15. Dezember. Obgleich das Bombardement von Puerto Cabello Aufsehen erregt, beharrt das Kabinett in Washington auf dem Entschluß, nicht zu intervenieren. Senator Cullom, Vorsitzender des Komitees für auswärtige Angelegenheiten, erklärte, ein Angriff auf Venezuela durch Truppenmarsch auf Caracas würde die Union zwingen, „Halt" zu rufen, weil die Invasion ein erster Schritt zur Wegnahme von Territorien sei.

Frankfurt a. M., 15. Dezember. Die Frankf. Ztg. berichtet aus New-York: Das Bombardement von Puerto Cabello verletzt venezolanischen Berichten zufolge gegen das Völkerrecht. Präsident Castro erließ eine Proklamation, in der er erklärt, daß das Bombardement durchaus unvorhergesehen sei. England und Deutschland hätten sich dadurch gegen die Zivilisation vergangen, namentlich da keine Gelegenheit gegeben worden sei, Frauen und Kinder in Schutz zu bringen. — Nach einer Heraldmeldung erklärten sich Argentinien und Chile bereit, Venezuela beizustehen.

Caracas, 15. Dezember. Hier ist eine Bewegung im Gange, den Rücktritt Castros zu verlangen und den Vizepräsidenten Ayala zu veranlassen, daß er den Kongreß einberufe, damit dieser einen provisorischen Präsidenten ernenne, der mit Deutschland und England eine Verständigung zu erreichen versuchen soll.

La Guayra, 15. Dezember. Die unterirdischen Kasematten des von der Mannschaft des englischen Kriegsschiffes Charybdis in Besitz genommenen Kastells Libertador bei Puerto Cabello wurden in die Luft gesprengt und die in der Nähe befindlichen hölzernen Gebäude niedergebrannt.

Politische Uebersicht.

Die Einstellung des Krupp-Prozesses.

Der Vorwärts erhielt gestern folgende Zuschrift:

Der Erste Staatsanwalt bei dem Königlichen Landgericht I Berlin.

Berlin NW., Alt-Moabit 11, den 15. Dezember 1902.

Geschäftsnummer 3b. J. 2460/2.

In Nr. 268 des Vorwärts vom 15. November 1902 ist ein Artikel „Krupp auf Capri" erschienen, der Verdächtigungen des Wirklichen Geheimen Rats Friedrich Alfred Krupp enthält.

Herr Krupp hat sofort telegraphisch und am nächsten Tage schriftlich mit Beziehung auf diesen Artikel bei der Staatsanwaltschaft des hiesigen Landgerichts I Strafantrag wegen Beleidigung gestellt.

Grund dessen ist durch Beschluß des königlichen Amtsgerichts I vom 17. November 1902 die Beschlagnahme der Nr. 268 des Vorwärts angeordnet und ausgeführt worden.

Am 22. November 1902 ist Herr Krupp verstorben.

Hierdurch ist dem Angegriffenen die Möglichkeit genommen, durch sein eidliches Zeugnis die gegen ihn erhobenen Verdächtigungen zu widerlegen.

Seinen festen Willen, die Haltlosigkeit der ihm gemachten Vorwürfe vor Gericht nachzuweisen, hat er wiederholt, auch durch Stellung des Strafantrages, bekundet.

Von dieser Erwägung geleitet, hat die Witwe des Verstorbenen, Frau Krupp, erklärt, daß sie, durchdrungen von der Gewißheit der Schuldlosigkeit ihres Gatten, Wert darauf lege, daß der Streit um den Verstorbenen in der Oeffentlichkeit möglichst zur Ruhe komme. Es sei ihr deshalb an der gerichtlichen Bestrafung der Urheber und Verbreiter der Gerüchte nichts mehr gelegen.

Bei dieser Sachlage erachte ich eine weitere Strafverfolgung nicht mehr als im öffentlichen Interesse liegend und werde ich deshalb dem gestellten Strafantrage keine weitere Folge geben.

Wegen Aufhebung der Beschlagnahme der Druckschrift ist das Erforderliche veranlaßt.

Dr. Isenbiel, Oberstaatsanwalt.

Wir wollen an der Begründung dieses Einstellungsbeschlusses heute keine Kritik üben. Nur soviel sei bemerkt: Der Vorwärts hat mehrfach betont, daß er der Durchführung des Strafverfahrens mit der größten Ruhe entgegensehe. Und weiter: es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß gerade unter jenen Männern, die sich des toten Herrn Krupp mit besonderem Eifer angenommen haben, einige waren, die dem Lebenden seit langer Zeit auf das empfindlichste geschadet hatten. Selbstverständlich wäre diese Seite der Angelegenheit in dem Gerichtsverfahren vor aller Oeffentlichkeit breit dargelegt worden. Unter dem Zwange des Zeugeneides wären dann sicherlich Dinge an den Tag gekommen, die wie eine Bombe einschlagen mußten. Schon als die kapitalistische Hetzpresse in den ersten Tagen der Sozialistenjagd aus Anlaß des Falles Krupp tobte, haben wir warnend darauf hingewiesen. Die Ueberraschten hätten können eine böse Ueberraschung erleben!

Inwieweit die Rücksicht auf diese Seite der Sache bei der Einstellung des Verfahrens wirksam gewesen ist, entzieht sich vorläufig der öffentlichen Darstellung. Auch dafür wird die rechte Zeit noch kommen.

Eines Greises Ruf zur Sammlung wider die Junker.

Ein anständiger Gegner, der berühmte Gelehrte Theodor Mommsen, schreibt in der Nation über die Sozialdemokratie:

Ich bin nie einer gewesen und gedenke auch nicht es zu werden; aber es ist leider wahr, zur Zeit ist dies die einzige große Partei, die Anspruch hat auf politische Achtung. Von dem Talent ist es nicht nötig zu reden, jedermann in Deutschland weiß, daß mit einem Kopf wie Bebel ein Dutzend ostelbischer Junker so ausgestattet werden könnten, daß sie unter ihresgleichen glänzen würden. Die Hingebung, die Opferbereitschaft der sozialdemokratischen Massen imponiert auch dem, der ihre Zwecke nicht weniger als teilt. An der Disziplin der Partei, deren ungeheure Schwierigkeiten und ihre Parteitage drastisch vor Augen führen, könnten namentlich unsere Liberalen sich ein Muster nehmen.

Und trotz seiner ehrlichen Gegnerschaft erklärt er:

Es darf nicht mehr geschehen, daß der Freisinnige dem unverschämten oder verschämten Reaktionär seine Stimme lieber giebt als dem Sozialdemokraten.

Der „Kaiser der Wissenschaft", wie seine Verehrer den greisen Gelehrten wohl genannt haben, urteilt also anders über die Sozialdemokratie als Wilhelm II., der deutsche Kaiser.

Aus dieser objektiven Würdigung unserer Partei zieht Mommsen nun den Schluß, daß das Gerede von der notwendigen Bekämpfung des Umsturzes die Liberalen nicht veranlassen dürfe, sich vor einem Zusammenwirken mit der Arbeiterpartei zu fürchten. Er sagt:

Dem ebenso falschen wie verlogenen Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als verwerflich zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen.

In der That giebt es im politischen Leben weder Ordnungsnoch Umsturzparteien, oder, wie man es auch ausdrücken kann, jede Partei ist eine Umsturzpartei. Was sind die Ziele der und der [illegible]alen, des Zentrums, der Junkergesellschaft, der Arbeiterpartei? Die Liberalen möchten das Reichsoberhaupt in den ersten Beamten des Staates umwandeln nach dem Muster Englands und Nordamerikas. Ist unsere Nation mit ihrem tiefen, anscheinend unzerstörbaren dynastischen Gefühl ist das der Umsturz. Das Zentrum möchte die Reformation Deutschlands da aufnehmen, wo sie im siebzehnten Jahrhundert abgebrochen ward, und unseren Herrscher umwandeln in den Statthalter des Statthalters Gottes auf Erden. Auch ein Umsturz. Die Junkerpartei strebt nach dem formell gesicherten Monopol der höheren Beamten- und Militärstellungen und will den deutschen Kaiser herabdrücken zum ersten unter seinesgleichen. Gleichfalls ein Umsturz. Die Sozialdemokraten beabsichtigen oder behaupten zu beabsichtigen, daß die Volkswirtschaft von der privaten Kapitalbildung absehen und daß jedem, ohne Unterschied seiner Leistung, aus dem großen allgemeinen Topf das gleiche Quantum Suppe verabreicht werde. Das stürzt freilich auch alle bestehenden Verhältnisse um.

Viel gefährlicher als die sozialdemokratische Umsturzpartei ist aber die Umsturzpartei der Scharfmacher und Wahlrechtsräuber. Im Anfang seiner Auslassungen schrieb er:

Der Umsturz der Reichsverfassung entwickelt sich rasch. Nachdem durch gewissenlose Interpretation der Berechtigung zusammenfassender Beschlüsse man sich die Befugnis verschafft hat, ein in alle menschlichen Verhältnisse tief einschneidendes, die mannigfaltigsten und wichtigsten Lebensfragen der Nation wie der Einzelnen bestimmendes Gesetz ohne jede ernste Diskussion formell zu legalisieren, ist nun auch das Rederecht im deutschen Reichstag von dem Belieben eines [illegible] augenblicklich Vorsitzenden abhängig gemacht worden, das also aufgehört hat ein Recht zu sein. Was folgen wird, wird sich zeigen. Wir stehen nicht am Schluß, sondern am Beginn eines Staatsstreiches, durch den der deutsche Kaiser und die deutsche Volksvertretung dem Absolutismus [illegible]

Er war sehr schweigsam beim Essen, und ein Gespräch über die Verdorbenheit der Leipziger Jugend, in das ihn die alten Damen verwickeln wollten, kam nicht recht in Gang.

Für den Nachmittag war ein Spaziergang nach einem Waldrestaurant geplant. Sobald die Table d'hote beendet war, rüsteten sich die Damen zum Aufbruch.

Wilde hätte gerne noch eine Tasse Kaffee getrunken, eine Zigarre geraucht, ein Weilchen geruht.

Aber den beiden Alten schien ein Marsch durch die Mittagshitze großen Genuß zu versprechen. Fräulein von Königsmarker wenigstens sagte strahlend:

„Nun denken Sie nur! Es sind achtundzwanzig Grad im Schatten. Bei uns in Deutschland müßte man um diese Jahreszeit noch im Pelz gehen. Welch ein gottgesegnetes Klima!"

Der Weg ging an Weinbergen steil bergauf. Es war eine Hitze zum Umfallen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.] [1. Fortsetzung.]

Bis hierher.

Eine Weihnachtsgeschichte von Franz Stahl.

„Thörichtes Kind," bemerkte die Gräfin, „möchtest Du wohl Deine bevorzugte Stellung aufgeben und alle Genüsse, die sie Dir bietet, dafür eintauschen, z. B. gegen das Los eines meiner Zimmermädchen, wenn auch nur auf Wochen? Auch Dein Gretchen hätte sich schon dafür bedankt," verwies die Rolle seines Kammerdieners zu übernehmen."

„Nein, liebe Mama, ich habe nicht Lust, mit einem Deiner Zimmermädchen die Rollen zu vertauschen, die sind mir zu roh, zu ungebildet. Und doch überkommt es mich manchmal, von meiner Höhe hinabzusteigen und mit meinen Bekannten da unten in der Tiefe zu kämpfen um Macht und Ehre, was ich jetzt mühelos in den Händen halte!"

„Aber, Kind, wer hat Dir diese überspannten Neigungen beigebracht? Ich verstehe Dich wirklich nicht!"

„Dann könnte ich auch kämpfen um mein Glück!" Mit schwerer zuckender Lippe hatte die Komtesse es hingeworfen.

„Um Dein Glück, Wally? Habe ich recht gehört?" Die Gräfin beugte sich zu ihrem Kinde hernieder, daß die Rosen an den Boden glitten, mit einem Blumen von ihr sah. „Standen nur meinen Dich von dem Augenblicke, der Dich zur verlobten Braut des bewundertsten Kavaliers am Hofe macht, und Du verhalten Dich so spöttisch, als ginge Dich die Sache absolut nichts an!"

„Soll ich fröhlich sein, Mama, wenn das Herz nichts davon weiß. Er ist ein alternder Mann!"

„Gewiß, meine Tochter, der Altersunterschied zwischen Euch beiden ist bedeutend —"

„Ja, er könnte mein Vater sein!"

„Wer sagt Dir denn, Wally, daß Ihr trotzdem nicht ganz gut miteinander auskommen werdet?"

„Ganz gut miteinander auskommen, Mama, ist das alles, ist das wirklich alles? Bleibt es ein Schreiben gar kein Herzensglück?"

„Mein Kind, wer fragt in unseren Kreisen danach, was das Herz spricht! Und weiß so ein junges Mädchen denn schon, was Liebe ist? Die Liebe findet sich in der Ehe von selbst. Auch ich bin nicht nach meinem Herzen gefragt worden und habe doch an der Seite des mir bestimmten Gemahls, Deines Vaters, so glückliche Stunden verlebt. Du wirst doch vernünftig sein und Dich meinem sehnlichsten Wunsche, dem Herrn Grafen von Schmelau die Hand zu reichen, nicht widersetzen."

Die Komtesse erhob sich hastig: „Mama, Du sollst mit Deiner Tochter zufrieden sein. Ich werde den Grafen heiraten, weil Du es wünschest; aber lieben, lieben kann ich ihn nie, niemals!"

Gräfin Konstanze sah Wally lange prüfend an. Dann erhob sie sich gleichfalls und ergriff die Hand ihrer Tochter. „Ich will nicht in Dich dringen, ob Dein Herz schon nach einer anderen Seite hin gesprochen hat, mir genügt, daß Du Dich meinem Wunsche fügen. Daran erkenne ich mein eigen Fleisch und Blut. Ich gehe jetzt, um Toilette zu machen; bei der Mittagstafel sehen wir uns wieder."

Sie entzog ihr die schmale, weiße Hand und rauschte erhobenen Hauptes zur Thür hinaus.

Die Komtesse war allein.

Das italienisch schöne Gesicht verlor den müden und starren Ausdruck — ein weiches, warmes Empfinden zog sich hinein. Träumend hüftete das blaue Auge auf einem italienischen Landschaftsbilde an der Wand, und ein lieblicher Traum erstand vor ihrer Seele. Ein braungelockter Männerkopf mit großen, leuchtend braunen Augen und dunklem Vollbart war es, den sie sah — Berthold Linden, dem noch jungen, aber schon so bedeutenden Maler gehörte er an, der vor Jahren ihr Lehrer gewesen.

„Wally!" schlug es in der bekannten, wohltönenden Stimme an ihr Ohr, „meine Kunst, mein alles, das ganze Sein lege ich Dir zu Füßen, neige Dich zu mir herab und sei mein! Verlaß die stolzen Höhen, auf denen Euch, Ihr wenigen bevorzugten Sterblichen das Herzblut zu Eis gerinnen muß, wo jedes heilige Gefühl schon im Keime erstickt wird, und die Liebe ihren Wundergarten nie erbaut! Ich will für Dich schaffen und arbeiten, und Du sollst mein Ideal sein, das meiner Kunst die rechte Weihe giebt. Sah es die Schattenbild sein, dem ich nachgejagt bin in Sommer und Winter, von dem Moment an, wo mein Auge Dich zum erstenmal erblickte, bis zur Stunde! — Wird Dein Mund sie mir verkünden, die Einzelbotschaft, daß auch Du mich liebst, ganz und ungeteilt, nur um meiner selbst willen? O, Wally, sprich zu mir die Worte der Erlösung!"

Vor sechs Monaten ungefähr, an einem Sommerabend in der ewigen Roma, inmitten der klassischen Ruinen des Kolosseums, hatte der leidenschaftlich erregte Mann also zu ihr; diese Worte waren ihrem Gedächtnis mit unauslöschlicher Flammenschrift eingegraben.

Wie klang da jubelnd jede Saite ihres Herzens in namenlosem Glück, alles um sich her vergessend, hatte sie ihm geantwortet: „Gott, ich kann nicht anders, Berthold, ich muß Dich lieben!"

Und hatte er sie darauf an seine wogende Brust gezogen und sie in stürmischer Seligkeit geküßt, einmal über das andere. Und dann in sie drang, ihm dort auf dem geheiligten Boden zu schwören, niemals von ihm zu lassen, da leistete sie diesen Schwur, aber überwältigt, ganz ihrem augenblicklichen Glücke lebend.

Hatte sie Berthold binden diesen Schwur gehalten? Nein, sie hatte einen Meineid geleistet! Heute noch die verlobte Braut eines anderen, den sie nimmermehr lieben kann! War das nicht widersinnig?

O Zeit, da sie sich keiner anderen Schuld bewußt war, als daß süße Geheimnis vor dem scharfblickenden Auge der Mutter zu bewahren! Gab es eine Rechtfertigung für ihren Verrat an dem Manne, welcher auf ihre Treue baute felsenfest?

Eine jähe Glut überzog ihr Gesicht mit tiefem Purpur. Hatte sie noch vor ihm verstecken mit der Vorstellung ihrer Gesinnung, damals, als sie mit der Mutter und dem Lehrer aus Italien nach Deutschland zurückkehrte? Sagte ihr damals nicht [illegible] wachsendes Verstand, daß sie eine jugendliche Thorheit begangen hatte, daß sich die tiefe Kluft zwischen ihr und dem bürgerlichen Künstler nie und nimmer überbrücken lasse?

(Fortsetzung folgt.)